

Ring frei für den Frieden

Drogen, Gewalt und Terror – Shehu Ubale hat das alles erlebt. Vor zehn Jahren gründete er im Norden Nigerias eine eigene Boxschule für Straßenkids. Bei ihm kämpfen sie für ein besseres Leben

Von Rike Uhlenkamp (Text) und Uli Reinhardt (Fotos)



Drei Meter hohe Mauern trennen das Böse vom Guten. Draußen schlängeln sich vermüllte Straßen durch Brigade, einen Slum in Kano, die größte Stadt im Norden Nigerias. Das völlig heruntergekommene Viertel ist ein Nährboden für Drogendealer, Straßengangs und fanatische Gruppen, hier radikalisierte sich der Gründer von Boko Haram. Innerhalb der Mauern wirbeln Sand und Plastikmüll über den Asphalt. Halbwüchsige keuchen, Männer schreien, Schläge klatschen. Wie jeden Tag trainieren junge Kämpfer des Boxclubs auf dem Sportplatz. Die Sonne brennt, es riecht nach Schweiß.

Vor dem Chefcoach des Boxclubs steht ein Jugendlicher und schaut auf seine zerlöchernten Turnschuhe. „Warum kommt

du zu spät?“, fragt Shehu Ubale, ein großer, drahtiger Mann, 43 Jahre alt. Der Junge beißt sich auf die Unterlippe und schweigt. „Stell dich an die Seite und guck zu“, sagt Ubale und widmet sich wieder dem Teenager im Boxring, der gegen die Praxen des Assistenzcoachs schlägt, links, links, rechts, bei jedem Schlag verengen sich seine Augen zu Schlitzen. „Kleine Schritte, kleine Schritte, jetzt die Rechte. Angreifen!“, schreit Ubale.

Der Unpünktliche kauert im schmalen Streifen Schatten, den die Mauer wirft. Ubale würdigt ihn keines Blickes. Die Jungs brauchen Disziplin. Das weiß Ubale. Er war selbst einmal wie sie. Ubales Geschichte ist die eines Kindes, das auf der Suche nach Freunden zuerst in einer Gang und später bei religiösen Fanatikern

landete. Aber es ist auch die Geschichte eines Mannes, der heute entschlossen für den Frieden kämpft.

Wer seinen Weg vom Bösen zum Guten verstehen will, muss mit ihm nur ein paar Schritte durch Brigade gehen, wo die Straßen so viele Schlaglöcher haben wie die Bewohner gescheiterte Träume. Kein fließend Wasser, kein Strom. Streunende Ziegen knabbern an Haufen aus Müllsäcken. Von Nigerias Ölreichtum im Süden fließt kaum etwas in den Norden. Während sich eine dünne Oberschicht bereichert, leben die meisten im Umfeld der Boxschule von knapp einem Dollar am Tag. Frauen bekommen im Schnitt sieben Kinder – zu viele, um jedes zur Schule schicken zu können. Jungs ohne Bildung und Perspektive sind leichte Beute für Islamisten.

Es gelten drei Regeln: keine Kämpfe außerhalb des Boxrings, keine Gangs, keine Drogen

Um die Jahrausendwende, also lange bevor Boko Haram mehr als 20.000 Menschen getötet hatte, tauchte Mohammed Yusuf, der Gründer der Terrorgruppe, in Brigade auf, traf sich regelmäßig mit Imam Ja'afar Mahmud Adam. Unter dem Einfluss des Fanatismus radikalisierte er sich. Schließlich predigte er selbst in Städten und Dörfern Nordnigerias, prangerte Armut und Korruption an. Er sprach vielen aus dem Herzen.

„Um uns herum war überall Boko Haram“, sagt Ubale. „Aber Jungs brauchen doch etwas anderes als Gewalt, in das sie ihre Energie stecken.“ 2008 gründete er die Boxschule. Anfangs trainierte er ein Dutzend Straßenkids und ehemalige Gangmitglieder, Aussteiger wie er. Heute kommen 45 Jungen und junge Männer zwischen fünf und 25 Jahren zu ihm, reagieren ihre Aggressionen am Sandsack ab, im Sparring Mann gegen Mann, Runde um Runde nach festen Regeln. Seine Schule ist ihre Zuflucht, bei ihm fühlen sie sich verstanden. Er hört ihnen zu, und er unterrichtet sie: In Mathe, Chemie, Englisch – und fürs Leben.

Ihre Körper zittern. Neben dem Boxring liegen sie im Staub, die angewinkelten Beine in der Luft, heben und senken die Oberkörper. „Fünfundzwanzig, sechszwanzig, siebenundzwanzig“, zählt Ubale die Situps, „achtundzwanzig, neunundzwanzig, dreißig.“ Die Jungs prusten, lassen sich rücklings fallen. „Du machst noch zehn“, befiehlt Ubale dem unpunktlichen Schüler. Der zieht mit letzter Kraft die Beine zur Brust, stößt einen Schrei aus und fällt zurück. Ubale lacht, beugt sich zu ihm und streicht ihm ein paar mal über den Kopf. Genuß.

Das Training ist zu Ende. Ubale zieht den Schlüssel aus dem Vorhängeschloss an der Tür seines kleinen Trainersbüros und tritt durch ein schiefes Metalltor auf die andere Seite der Mauer. Ein Kind mit einer Schubkarre voll Feuerholz rumpelt vorbei. Ubale hüpft über einen stinkenden Abwassergraben und ist zu Hause. Auf der Terrasse sitzt Ai Muhammed, seine Großmutter. Er hockt sich neben sie in

Die Schule ist ihre Zuflucht, Ubale hört ihnen zu, hier fühlen sie sich verstanden

den Schatten des Wellblechdachs, legt seine Hand auf ihren Arm, lächelt sie an.

Bei Ai ist er aufgewachsen. Seine ersten sieben Lebensjahre verbrachte er noch bei den Eltern rund 100 Kilometer nördlich von Kano. Für die Dorfschule hatte er keine Zeit. Seine Eltern waren Kuhlirten, er musste helfen. Als sein Vater bei einem Autounfall starb und ihn der neue Mann seiner Mutter ablehnte, kam er zur Großmutter.

„Shehu konnte schon als Kind nicht stillsitzen, er war immer unterwegs“, sagt Ai. Narben durchziehen die Wangen ihres runden Gesichts. Während sie in Kano und Umgebung mit Textilien hausieren ging, stromerte der Junge durch die Gassen, hing mit gleichaltrigen und älteren Jugendlichen herum, geriet an die Falschen. Mit acht Jahren schloss er sich Yandaba an, Kanos berüchtigter Straßengang, die bis heute die Stadt terrorisiert. Mit Säbeln, Macheten, Messern und Gewehren bewaffnet, lassen sie sich von lokalen Politikern bezahlen, um deren Gegner einzuschüchtern, oder sie kämpfen gegen rivalisierende Gangs. Es sind erbarmungslose Bandenkriege um Einfluss und Macht, aber auch aus Langeweile.

„Ich fühlte mich, als könne ich einen Löwen besiegen“, sagt Ubale, der sich mit Opioiden aufputschte und mit Valium beruhigte. Drogen, die es an allen Straßen-

ecken zu kaufen gab und für die er jobbte, aber auch stehlen ging. „Wenn die Leute in den Straßen meinen Namen hörten, liefen sie weg.“ Nein, getötet habe er niemanden, beteuert er, aber viele seien selbstenwegen im Krankenhaus gelandet. Ob alle lebend rauskamen? Er weiß es nicht.

Zehn Jahre bestimmte die Gang sein Leben. Am Ende war es ein Moment brutalster Gewalt, der seiner Geschichte eine Wendung gab. In einer Straßenschlacht starb sein bester Freund. „Sie haben ihm den Schädel eingeschlagen, er verblutete. Ich stand daneben.“ Ubale flüchtete vor der Polizei und der gegnerischen Bande. „Ich ließ mich vor meinem Haus fallen“, erinnert er sich. „Hab da gegessen, bis die Wirkung der Drogen nachließ und ich wieder klar denken konnte: So will ich nicht mehr leben!“

Plötzlich war er viel zu Hause und sah sehr traurig aus“, sagt Ai und blickt lächelnd auf die drei Nachbarskinder, die immer wieder durch den Innenhof jagen, an einem kleinen Kabuff vorbei, in dem sich Stoffbahnen, Papier und Boxhandschuhe stapeln. In dieser dunklen Rumpelkammer, gerade groß genug für eine schmale Matratze, hatte sich Ubale damals verkrochen. Er wusste, seine Freunde waren von jetzt an seine Feinde: „Wenn du aus der Gang aussteigst, jagen sie dich, um dich zurückzuholen. Oder um dich zu verletzen, dich fertigzumachen. Nur das Haus deiner Familie respektieren sie.“

Mitten in Kano erhebt sich Dalla Hill aus einem ockerfarbenen Häusermeer. Mit 534 Metern ist der rote Sandsteinhügel höchster Punkt der Stadt. Die Savanne um Kano lässt sich von hier nur ahnen. Flache Lehm- und Backsteinhäuser drängen sich aneinander, verschwimmen mit dem Horizont. Durchbrochen wird das Bild von Minaretten der Moscheen. In und vor der größten, der Kano Central Mosque, beten freitagsmorgens mehr als 50.000 Gläubige. In Brigade tönt die Stimme des Muezzins über die Mauer zur Boxschule herüber, er

„Mein Lernerler hat mich gerettet.“



„Autos reparieren ist nur der Plan B.“

ruft zu einem weniger schmucken Ort: Auf einem kleinen Hof nebenan knien Männer im Staub. Vor wenigen Tagen hat der Ramadan begonnen, Essen und Trinken ist erst nach Sonnenuntergang erlaubt.

Mehr als 90 Prozent der Bewohner Kanos sind Muslime, Christen machen weniger als zehn Prozent der Bevölkerung aus. Die meisten von ihnen wohnen in Sabon Gari, einem Viertel direkt neben Brigade. Nur hier stehen ihre Gotteshäuser, nur hier dürfen sie beten. Seit dem Jahr 2000 gilt im Bundesstaat Kano – wie in elf der 36 nigerianischen Bundesstaaten – die Sharia, die islamische Rechtsprechung. Schon im Stadtbild wird sie sichtbar, wenn muslimische Mädchen in die Schule laufen und ihre hüftlangen Hijabs durch die Straßen wehen, oder wenn sich Frauen und Männer kaum zusammen in der Öffentlichkeit zeigen. Dass Muslime zu einer anderen Religion konvertieren, ist verboten, und auf Gotteslästerung steht die Todesstrafe.

Zwei Jahre traute sich Ubale kaum aus dem Haus. Er war fast 20, als er sein Versteck verließ. Noch immer war er als gefürchteter Kämpfer der Yandaba bekannt. Heute glaubt er, dass die Männer in der Moschee auch deshalb auf ihn zukamen. Die Moschee, ein paar Straßenzüge entfernt, bildet in Kano das Zentrum des Islamic Movement Nigeria, einer schlitischen Glaubensbewegung. Die Männer erklärten ihm ihre Sicht auf den Islam. Sie besuchten ihn zu Hause, kamen immer öfter. „Am Anfang redeten sie über das Paradies, dann über Suren und Verse im Koran, von denen ich noch nie gehört hatte. Ihr Wissen hat mich beeindruckt.“ Er schloss sich ihnen an, pilgerte sogar in das knapp 200 Kilometer entfernte Zaria, dem Mekka nigerianischer Schlitzen. „Ich spürte, ich bin auf dem richtigen Weg.“

Er hörte die Predigten von Ibrahim El-Zakzaky, Gründer der schlitischen Bewegung, der gegen den nigerianischen Staat wetterte, gegen die Sunniten – die Mehrheit der Muslime in Nigeria – und gegen Christen. Die Gruppe galt zunächst als friedlich. Doch als sich Mitte der neunziger Jahre das Gerücht verbreitete, ein christlicher Händler habe sich mit dem Koran den Hintern abgewischt, enthaupete ihn eine Splittergruppe der Bewegung. Sie spießte seinen Kopf auf einen Stock und trug ihn durch die Stadt. Auch Zakzaky wurde vielen zu fanatisch. Zusammen mit anderen stieg Ubale aus. Viele von ihnen stolperten in die nächste reli-



„Werdet zu Vorbildern!“

giöse Sekte, aus der sich eine der brutalsten Terrormilizen der Welt entwickelte: Boko Haram.

Auch ein Kindheitsfreund von Ubale schloss sich den Extremisten an und versuchte ihn anzuwerben. Doch diesmal blieb Ubale stark. Er entlud seinen Frust beim Boxen, war ein Naturtalent. Mit 27 stand er das erste Mal im Ring, nur ein paar Monate später trat er bei den Landesmeisterschaften an. Doch dieser Erfolg reichte ihm nicht, er wollte etwas für sein Viertel tun. Am Ort seiner schlimmsten Taten gründete er schließlich die Boxschule.

Das Training lockt viele Kinder und Jugendliche aus der Nachbarschaft an. Sie sitzen im Schatten des einzigen Baumes auf dem Sportplatz, drängen sich bei den Kämpfen um den Boxring, kauen auf ihrem Sitak, einem Hölzchen, das als Zahnbürste dient. Ihre mageren Körper stecken in Lumpen. Wird ein Boxer hart getroffen, stöhnen sie auf, fiebern mit, klammern sich am Ringsell fest.

Viele von ihnen sind sogenannte Almajiris. Überall in Kano steht man sie, die Straßenjungen. Sie liegen unter Autobrücken, streunen durch Gassen. Die meisten stammen aus dem Umland, manche sogar aus Nachbarländern wie Niger oder Tschad. Ihre Eltern schicken sie auf eine der vielen Koranschulen der Stadt, doch sie lernen dort nur ein paar Verse auswendig und betteln. Eine staatliche Schule sehen die wenigsten von innen. „Viele kön-

nen weder lesen noch schreiben noch rechnen. Das macht sie besonders anfällig für die Gehirnwäsche von Gangs und Sekten“, sagt Ubale.

Er selbst schaffte es, trotz aller Drogen- und Straßenschlachten, seine Schule abzuschließen, begann noch als Mitglied der Schlitzen eine Ausbildung zum Lehrer, womit er sich ihrer Doktrin widersetzte, die wie Boko Haram westliche Bildung verbietet. Heute weiß er: „Boxen und mein Lernerler haben mich gerettet.“ Nach seinem Mathestudium schreibt er jetzt seine Masterarbeit in organischer Chemie und erforscht Heilpflanzen aus dem Senegal. Verwischte Formeln, mit Kreide auf eine Wandtafel gekritzelt, zeugen von den Nachhilfestunden, die er in seinem Haus gegeben hat. Seit die Terrasse zu eng für all die Boxschüler und Straßenkinder wurde, unterrichtet er an einer Schule um die Ecke, der Direktor hat ihm ein Klassenzimmer überlassen.

„Shehu zu treffen, ist ein Segen. Er baut mich auf und hilft mir in Englisch und Mathe“, sagt Sani Muhammad, einer der besten jugendlichen Boxer des Clubs. Auch er stand kurz davor, sich Yandaba anzuschließen. „Doch die führen ein ziemlich nutzloses Leben. Da kann ich bei Shehu mehr aus mir machen.“ Immer wieder muss er erleben, dass Nachbarn und Freunde umkommen, immer wieder



„Denkt darüber nach, was ihr im Leben machen wollt.“



„Jungs brauchen doch etwas anderes.“



„Er baut mich auf.“



FR7-Autorin Rike Uhlenkamp hat bei der Recherche besonders beeindruckt, wie Shehu Ubale und Michael Sodipo mit den Erlebnissen in ihrer Vergangenheit umgehen und wie sie daraus Kraft für ihr Engagement schöpfen.



Nichts ist überzeugender als eine gelebte Überzeugung, dachte Fotograf Uli Reinhardt, als er die Schule von Shehu Ubale besuchte. „In schwierigster Umgebung hat er diese kleine Oase des Friedens geschaffen.“

macht ihn das wütend: „Wenn ich es nicht mehr aushalte, höre ich laute Musik. Oder ich gehe boxen und haue den Faust raus.“ Er besucht die Schule und macht gleichzeitig eine Lehre als Automechaniker. „Aber Autos reparieren ist nur mein Plan B, eigentlich will ich Boxchampion werden.“

Mit 30 anderen Jungs sitzt Sani unter dem Vordach des Boxclubs. Schweiß perlt über Schläfen und Brust. Erschöpft von Hitze, Fasten und Training hängen ihre Köpfe zwischen den Schultern. „Viele da draußen halten euch für aggressive Schläger, weil ihr boxt. Überzeugt sie vom Gegenteil und werdet zu Vorbildern“, ruft ihnen Ubale zu. Die Jungs schauen auf, blicken in sein sanftes Gesicht, hängen an seinen Lippen, obgleich er jeden Samstag wieder seine Geschichte erzählt. Auch heute erinnert er sie an die drei eisernen Regeln seiner Schule: keine Kämpfe außerhalb des Boxrings, keine Gangs, keine Drogen.

In paar Schritte neben Ubale lehnt ein Herr an der Wand und lächelt: Der Politikwissenschaftler Michael Olufemi Sodipo, 53, Geheimratsecken, sportliche Uhr am Handgelenk, unterstützt die Boxschule. Sie ist ein Projekt seiner Organisation Peace Initiative Network, die er vor 15 Jahren nach einem Pogrom gegen Christen gegründet hat. Als Christ wohnte er in einem muslimischen Stadtteil, als plötzlich die Fenster eines Nachbarhauses barsten. Er wusste, dass sein Haus als nächstes in die Luft fliegen würde und rannte um sein Leben, hinter ihm eine Horde aus 100 Männern, die Macheten schwenkten und schrien: „Tod den Christen!“ Er rettete sich in das Haus eines Freundes, eines Muslims, und musste mitansehen, wie der Mob sein Haus und Auto abfackelte. „Und das alles nur, weil ich Christ bin und zu einer anderen Ethnie gehöre. Aber vielleicht war es Schicksal, dass es mich getroffen hat und ich den Mut gefunden habe, etwas zu tun.“

Denn statt sich zu rächen, scharte Sodipo ein Team um sich – Christen und Muslime, ebenfalls Opfer religiöser Angriffe. Mit ihnen entwarf er ein Friedensprogramm. Schülerinnen und Schüler aus muslimischen und christlichen Schulen lernen, wie Konflikte entstehen, wie sie zu erkennen und zu entschärfen sind.

In Rollenspielen begreifen sie, andere Meinungen und Glauben zu respektieren. Was mit wenigen Workshops begann, hat sich zu Peace Clubs an 60 Schulen in vier Bundesstaaten Nordnigerias als Teil des Lehrplans entwickelt. Mehr als 8000 Schülerinnen und Schüler haben bisher teilgenommen. „Mein Traum ist es, Peace Clubs in allen Schulen Nigerias einzurichten“, sagt Sodipo. Die britische Organisation Peace Direct, die sich für Friedensstifter in Konfliktregionen einsetzt, unterstützt sein Projekt. Mit Honoraren, die er als Experte für andere Stiftungen und Universitäten erhält, zahlt er seine sieben Mitarbeiter. Ebenso Trikots und Bälle für die 35 Fußballteams seiner Organisation, in denen Muslime und Christen zusammen kicken. Auch die Boxhandschuhe und den Sandsack für Ubale und seine Jungs bestreitet er aus seinem Etat.

„Am Anfang war ich skeptisch, ob Boken helfen könnte, die Gewalt in den Straßen abzubauen“, gesteht er. Doch nachdem er Shehu Ubale kennengelernt hatte, änderte er seine Meinung. Er zeigte Ubale, wie man Gruppen führt, wie man sich organisiert, und lud ihn ein, an einem der Peace Clubs teilzunehmen, die seine Organisation auch für Erwachsene gibt. „Es ist wie eine Kette. Shehu gibt die Inhalte und Techniken, die er in dem Peace Club gelernt hat, an die Boxschüler weiter, und die tragen es in den Stadtteil.“

Bald wollen die beiden in Brigade ein Ausbildungszentrum eröffnen. Boxschüler und andere Jugendliche aus dem Viertel sollen dort unter anderem lernen, Kleidung zu schneiden, sie zu besticken, Schuhe selbst herzustellen. Sodipos Organisation hat bereits neun solcher Zentren in Kano und Jos, Hauptstadt und Krisenherd im zentralnigerianischen Bundesstaat Plateau, eröffnet. Ubale soll die ersten Auszubildenden in seinem Viertel auswählen.

„Nicht jeder von euch wird ein Box-Profi werden, also nutzt die Zeit, um nachzudenken, was ihr im Leben machen wollt.“ Shehu Ubales Samstagsansprache ist fast vorbei. „Früher habe ich viele falsche Entscheidungen getroffen. Verschwende nicht so viel Zeit wie ich. Ist nicht leicht, alles hinter sich zu lassen, aber ihr schafft es.“

Alle klatschen, springen auf, strömen durch die Tore in die Straßen von Brigade. Jenseits der Mauer sind sie wieder auf sich gestellt – bis zum nächsten Training.

Transparenzhinweis: Die Recherche ist im Rahmen des Projekts Peace Counts entstanden, das die Arbeit von Menschen in aller Welt dokumentiert, die sich für Frieden engagieren. Die Kosten für die Reise nach Nigeria wurden von der Servicestelle Friedensbildung Baden-Württemberg finanziert.



„Ich bin auf dem richtigen Weg.“



„Ich fühlte mich, als könnte ich einen Löwen besiegen.“



„Kleine Schritte, jetzt die Rechte, angreifen!“

Die Jungs schauen zu und fiebern mit. Wird einer der Boxer hart getroffen, stöhnen sie laut auf

Auf eigene Faust um die Welt

Hunderttausend Kilometer allein auf dem Fahrrad: Dorothee Fleck erzählt von ihren Reisen, die sie durch alle fünf Kontinente führten

Als Frau alleine um die Welt! Mit dem Fahrrad – lebensmüde! Was musste ich mir alles anhören. Nach zwei Reisen rund um den Erdball, nach insgesamt mehr als 100.000 Kilometern, beschloss ich: Jetzt bin ich bereit für Afrika. Viele mutmaßten eine klare Selbstmordabsicht dahinter. Wie sollte ich all die Krankheiten, Kriege, den Hunger und die Naturkatastrophen nur überleben? Wenn ein Mann solch ein Vorhaben hat, wird er bewundert, ist Abenteurer, Globetrotter. Aber als Frau, allein?

Ich hatte 17 Jahre in der Schweizer Pharmaindustrie gearbeitet. Dabei habe ich viel von der Welt gesehen. Privat war ich lieber mit dem Fahrrad unterwegs. Dabei habe ich einen ganz anderen Blick auf das Geschehen um mich herum bekommen – auf die Leute, die Gesellschaft. 2008 kündigte ich meinen Job, räumte meine Wohnung, ließ alles hinter mir und fuhr los. Über Russland nach Asien, Australien und Südamerika ging es zurück nach Europa. Dass ich alleine fuhr, war für mich überhaupt keine Frage. Seit Jahren war ich alleine unterwegs. Einer der größten Vorteile, alleine zu reisen, ist: Der Kontakt zur Bevölkerung wird viel leichter hergestellt. Und es gibt keine Diskussionen.

In all den Jahren auf dem Fahrrad habe ich so viele Erfahrungen gesammelt, dass Angst kaum mehr aufkommt. Ich weiß, ich kann mich auf mich und meine Intuition verlassen. Brenzlich wurde es selten. Zum Beispiel als mich in der Mongolei ein betrunkenen Reiter mit seinem Lasso einfangen wollte. Auf den Pfaden über die Weiden war er auf dem

Pferd im Vorteil. Schnell erreichte ich eine geteerte, abschüssige Straße. Da war ich einiges schneller. Hinterher konnte ich darüber lachen. So betrunken, wie er war, hatte er sowieso keine Chance, mich zu fangen.

Die Wüsten Gobi in Asien und die Atacama in Südamerika waren die größten Herausforderungen. Die Gobi, weil es über 400 Kilometer durch Sand ging. Es gab kaum Wegweiser. Ich lernte schnell, wie ich mich an Spuren, Stromleitungen oder Rauch orientieren konnte. In der Atacama bin ich beinahe verdurstet. Mit dem letzten Tropfen Wasser erreichte ich eine Posada, eine Hütte, in der ich eigentlich Wasser hätte bekommen sollen, sie hatten aber keines mehr. Ich dachte, die 20 Kilometer bis zur nächsten Wasserstelle schaffe ich noch. Womit ich nicht gerechnet hatte, war der starke, heiße Gegenwind. Er trocknete mich nicht nur aus, sondern ich konnte auch nicht mehr fahren. Schiebend kam ich mühsam und langsam vorwärts. Ein Fahrer eines kleinen Lastwagens hat mir dann das Leben gerettet.

Australien mit den giftigsten Tieren dieser Erde und dem heißen, trockenen Outback war dagegen sehr erholend. Abenteuerlich wurden die Flussdurchquerungen. Ich musste gut erkunden, ob nicht irgendwo Krokodile lauerten. Das Schwerste allerdings war das Ende der Reise, wieder zurück nach Deutschland zu kommen. Nachdem ich die Freiheit und die Abenteuer erlebt hatte, war Sesshaftigkeit für mich keine Option.

Deshalb ging es bald darauf wieder los: 2012 startete ich zu meiner zweiten Weltreise. Erneut fuhr ich so weit Rich-



FR7-Autorin Dorothee Fleck hat über ihre Reisen zwei Bücher geschrieben. Auch in ihren Vorträgen will sie „viele von dem weitergeben, was ich in all den Jahren gelernt und erfahren habe“.

